

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Der alte Krug.

Von Fritz Jungnickel.

Er ist ein Stück von der Straße aus hineingebaut. Wieviel Jahre auf seinem Schindeldache ruhen, weiß ich nicht. Ich hab ihn sonst kaum angesehen. Seitdem mir Mutter Kerker von ihm erzählt hat, hab ich eine besondere Liebe zu ihm. Ich muß immer mit jener Verehrung zu ihm hinübersehen, mit der wir Jungen das Alter, besonders das verdienstvolle Alter, betrachten sollen.

„Ja, det war friha unsa Kruch . . . ach, wissen Se . . .“ sagt Mutter Kerker, und ihr Blick geht in die Ferne und hat den Glanz der Erinnerung. Der wortkargen Frau geht beim Erzählen das Herz auf. Dinge und Leben malt sie so wirklich, als waren sie gestern.

Und doch kann ich's mir kaum vorstellen . . . der „Saal“ war so groß — ja, so groß eben, wie Bühnenstuben auf dem Lande sind. Alle acht Wochen war Tanz. Auf ein paar Breittern an der Wand standen die Schnapsflaschen, ein Tisch in der Ecke für den Wirt — die Schenke war fertig. Die beiden kleinen Holzische und die vier klapperigen Stühle waren rausgeräumt. Es mußte doch Platz sein, der Kümmerl mit Kirsch wurde schnell im Stehen getrunken. Der älteste Bursche war der Tanzmeister, ein Kreidewierer auf dem geschuerten Fußboden war schnell gezogen. Die Musik machte ein Fachmann, ein Pfiffiger auf der Harmonika, manchmal kam auch der Nachtwächter mit der Fiedel. Das Repertoire war nicht groß, man kannte die Lieder. Das war schön. Die Mädchen sangen so gern mit, und die Burschen piffen dazu. Da war schon Rhythmus dabei, das ging nur so. Die Mädchen wurden rot, und der Kirsch machte auch warm. Da zogen die Burschen die Jacken aus, warum auch nicht. „Aber uffepaßt wurde, det kann ich Ihn' sagen . . .“ Immer drei Paare ins Kreidewierer, jedes erst wieder, „wenn's die Reih rum war . . .“

Die anderen standen wartend und sehnsüchtig auf der Schwelle oder im Flur, oder sie hockten auf dem Kellerhals im Garten und kühsten sich ab; die Burschen rauchten dabei eine richtige Dreierzigarre. Kam mal eine gerade vom Abendmellen, nachtselbig mit Holzspantinen, dann konnte sie schnell einen mitdrehen. „Et is schonst um de fußzig her, . . .“ meint Mutter Kerker noch und nicht wehmütig. Das ist Jugenderinnerung und Werturteil über die neue Zeit zugleich.

Der alte Krug kriegte dann Konkurrenz. Doppelte sogar. Zwei „Gasthäuser“ machten sich auf. Der alte Krug war vergessen. Sein Nimbus war dahin. Er tat, was das beste war, er ging ein. Ein paar Jahre hat er leer gestanden. Dann wurde er Gemeindehaus. Hin und wieder hockte ein mickriges Männlein oder Weiblein in seinen armseligen Kämmerchen und wartete auf den Sterbetag — vielleicht gerade früher seine Treusten, Lustigsten . . .

Dann stand er wieder leer.

Im Kriege befam man sich auf ihn, wie auf so vieles. Er wurde Gefangenentager. Eines Tages lagen ein paar Militärbettstellen und Strohsäcke vor seiner Tür. Er bekam Spinnenehe aus Stachel draht vor die Fenster und sah sehr wütend aus. In die große Stube kamen die Gefangenen, in die kleine Kammer etablierte sich ein Landsturmann zum Durchhalten. Er pflanzte Kohl auf den paar Quadratmetern vor der Tür, ließ ein paar Hühner laufen und hamsterte sonstwie für die Seinen in der hungernden Stadt, er transportierte seine Gefangenen morgens mit geschultertem Gewehr auf die Bauernfelder und brachte sie am Abend ebenso gemächlich wieder zurück. Nach dem Essen saßen sie vor dem Hause, der Kosak, der Sibirier, der Pole, später noch ein junger Franzose dazu. Sie schnitten dann aus weißem düstigen Kiefernholze ihre Säckelchen und sangen dabei ihre traurigen, leisen Lieder. Die Bauernmädchen waren zu stolz, um offen und neugierig hinzusehen, aber ein paar Mal mußten sie schon vorbeigehen — es waren doch eben Männer, und was für welche, kräftige, braune Kerle. Als der Krieg verloren war, konnte der Landsturmann nach Hause gehen; fast tat es ihm ein wenig leid. Den Russen nicht.

Als die Heimkehrer da waren und die Wohnungsnot, bekam der alte Krug neue Gäste. Er war erstaunt und beunruhigt. Die Ratten unter den Diefen auch. Es ging das Ausmisten los. Vater kannte das noch vom Felde her. Die Frauen schimpften, die Flachsköpfe gröhlten. Die Leutewohnungen im Gut sollten ja bald fertig werden. — Es war nur wieder ein Uebergang . . .

Neulich bin ich wieder beim alten Krug vorbeigekommen. Ja, was war das? Ein Wunder? Hier mitten in unserem vergessenen Dorfe, zu dem nur selten ein gerissener Aufklärer den Weg findet? Es geschehen ja im Frühling manchmal Wunder. Und um Pfingsten herum besonders. Sollte etwa . . .? Nein, wirklich, das war der alte Krug nicht mehr . . . Jungfräulich glatt waren die alten, rissigen Wände, ein paar Mörtelstücke hatten ihr Bestes getan. Und der Pinsel auch. Was muß auch nicht heute noch so ein Pinsel alles reparieren. Aber hier hatte er es wirklich gut gemeint. Und Geschmack hatte er auch gehabt: himmelblau die Wände, schokoladenbraun die Fensterkreuze. Wie die Scheiben glänzten, und die goldgelben Strohsäcke auf dem moosgrünen Schindeldache auch. Sogar der Zaun war gestrichelt und schühte stolz seine Pfingstrosen, Iris und Stiefmütterchen vor den herumlungern den Dorfkötern, die sich in der Dämmerung immer hier trafen. Ja, das war ein Bild, wie es die Jungen in der Schulstube mit ihren Wasserfarben ins Zeichenheft tuschten. Ganz schüchtern und bekommen bin ich um alle vier Wände herumgegangen. Wenn ich nur wüßte, was das da am Giebel ist? Ach so, ich weiß schon . . . Wasser tut's freilich, meinte der Alte und reichte nun doch noch mit dem blauen Rest im Zimmer. „Schäme dich“, grollte Petrus, und sein Frühlingsregen wusch lange helle Streifen hinein in den frischen Wasserhimmel, wie wenn blanke Tränen über Kinderbacken kullern. So steht der Giebel immer ein bißchen verweint aus, aber es ist ja nur ein Giebel. Und er wird sich trösten, die Sonne bescheint auch ihn.

„Nu sind de Flüchtlinge ooch oll widder raus,“ sagte einmal Mutter Kerker zu mir, „de armen Lide, wo nu widder hin; man weeh nich, wie jut ma's hat . . .“ „Wat aus den alten Kruch seh wird? Ach, wissen Se, ma redt so allahand . . .“

Im Dorfe sprechen sie von einer Siedelung. Es ist eine neue Zeit. Ein Wikinger blinzelt zum alten Krug hinüber.

Weiß man's??

Junge Herzen in der Enge hoffen auf eigenes Glück.

Ja, es ist eine neue Zeit.

Und der Frühling ist auch wieder da.

### Nervosität.

Von Wilhelm Lichtenberg.

„Sprechen Sie doch nicht so laut — das macht mich nervös!“  
„Stellen Sie sich doch nicht immer so dicht vor mich — das macht mich nervös!“

„Schlürfen Sie Ihren Kaffee nicht — das macht mich . . .“

„Tragen Sie nicht diese Krawatte — das macht . . .“

„Gähnen Sie doch nicht immer — das . . .“

Ach, tausend und aber tausend Dinge gibt es, welche die Unleidlichen, Unausstehlichen „nervös“ machen und wenn sie gerade wollen, dann können es noch zehntausend beliebige Dinge mehr sein. Man kann sich gar nicht vorstellen, was einen unausstehlichen Menschen alles nervös machen kann und weil man es nie vorher wissen kann, gerade deshalb werden diese Menschen sich selbst und den andern zur ständigen Qual!

Daß sie unausstehlich sind, wollen sie nicht zugeben. Also sind sie — nervös. . . Das soll ihnen Achtung verschaffen, einen Ausnahmezustand, der ihnen sonst nicht zuläme, das Recht, auf Kosten einer falsch angebrachten Gutmütigkeit, über andere zu herrschen, sie mit ihren Launen zu tyrannisieren.

Denn, wo geben sie sich „nervös“ — diese Guten? Doch niemals dort, wo es ihnen Schaden könnte! Immer nur dort, wo sie, kraft ihrer sonstigen Lebensstellung, ein Uebergewicht haben und nicht fürchten müssen, sich unleidlich zu machen. Oder dort, wo eben nichts mehr daran liegt, unmöglich zu sein, weil die Partner nicht die Macht oder nicht die Kraft besitzen, sich gehörig zur Wehr zu setzen. Also — im Restaurant, in der Eisenbahn, im Theater; im Amt — wenn es sich um Untergebene handelt — und in der Familie. . .

O, in der Familie!

Die bürgerlichen Ehemänner sind alle nervös! Schrecklich nervös. Im Leben sind sie dann manchmal die liebenswürdigsten Menschen. Aber, wenn sie die Tür ihres Heims aufklinken, dann kriegen sie es mit den Nerven. Jergendein bißchen Galle hat jeder Mensch — auch der Sanftmütigste — und irgendwo will er doch auch was für seine Galle haben. In der Familie ist's am bequemsten. Die Gattin meint, es müsse so sein, weil doch alle Ehe-

männer so schrecklich nervös sind und weil es immer noch besser ist, einen nervösen Mann zu haben, als gar keinen, und die Kinder, die „nervös“ noch eher aussprechen lernen, als „Pappi“ und „Mammi“, glauben, es gehört zum Attribut der Väterlichkeit, nervös zu sein und träumen nachts von einem schrecklichen Ding, das die Großen Nerven nennen, und wo dann die Kinder ruhig sitzen und nicht mehr spielen dürfen und die Mutter nichts zum Vater reden darf, weil er dann inuner sagt, das Gefrage mache ihn nervös. . . O, es sind gräßliche Träume, welche die Kinder träumen! Und dann sehnen sie sich danach, auch schon bald groß zu sein, weil sie dann auch so nervös sein dürfen, wie der Vater und weil es dann keine Schelte mehr gibt, denn, wenn man nervös ist, darf man alles ungestraft machen und keiner traut sich zu sagen, daß es nicht recht war.

In der Eisenbahn zum Beispiel kann man sich ruhig mit allen Leuten verfeinden, denn man sieht sie ja nie mehr im Leben und sie können einem, wenn man noch so groß zu ihnen war, doch nicht schaden. . . Deshalb ist es am allerhöchsten, in der Eisenbahn nervös zu sein. Es ist schließlich wirklich ganz wurst, ob das Fenster auf dieser oder jener Sekte geöffnet wird, ob das Visavis die Beine etwas gemüthlicher von sich streckt, ob einer einte verbotene Zigarette raucht, ob man dreimal revidiert wird. . . Aber Herrgott, die Leute sollen doch sehen, daß sie keinen Bauern vor sich haben, sondern schließlich einen Menschen mit Nerven und das erreicht man am besten, indem man so ekelhaft als möglich ist! Nicht wahr, lieber Mitmensch?

Im Restaurant sind die Kellner angewiesen, den Gästen unter keinen Umständen zu widersprechen. Hallo — hier kann man also seine überschüssigen Nerven weiden lassen. Bist du wo zu Besuch und willst du Eindruck schinden, dann vertilgst du ohne Murren den eckigsten Fraß. Denn in gute Gesellschaft nimmt man keine Nerven nicht mit. Je größer du aber zum Kellner bist, um so großartiger kommst du dir vor. — Auch die Untergebenen sollen fühlen, daß man nicht ihresgleichen ist und mehr Verantwortung trägt, als sie alle zusammengenommen. Die Nerven gehen eben durch — was läßt sich da machen? Im Chezzimmer muß man hübsch ruhig bleiben, denn der unausstehliche Kerl peinigt einen mit seiner Nervosität! O, wieviel hat man so tagsüber einzustucken! Da sollen es die andern nun auch fühlen, daß Nerven ein schreckliches Ding sind und daß nicht alles in der Welt so rosig aussieht! Für seine Nervosität kann man eben nichts.

O, ihr Nervösen, ich durchschaue euch! Wist ihr, was ihr seid? Ihr seid Cäsarenwahnsinnige im Taschensformal! Aber ihr seid doch wieder die klügsten Menschen. Denn ihr vergeßt euch nie und irrt euch nie zwischen Menschen, die es sich gefallen lassen müssen und jenen, die euch groß kommen können! Nie!

Wenn mir es nicht mein medizinischer Bruder, der kürzlich ins anatomische Examen stieg, auf Ehrenwort versicherte, so würde ich die Behauptung aufstellen, es gäbe überhaupt keine Nerven! — Nur eine ungläubliche Portion Boshheit! . . . In der Eisenbahn, im Restaurant und — ganz besonders in der Familie!

Na, ich werde euch nicht ändern, ihr lieben Mitbürger!

## Frühlingskinder des Laubwalds.

Von Johann Charlet.

„Winterstürme wichen dem Wonnemond!“ Der Lenz ist jetzt endlich gekommen. Die Erde legt ihr Blumenkleid an, um ihn zu begrüßen: Wiese und Rain sind geschmückt mit Blüten, die aus dem Grase hervorleuchten. Und auch der Waldboden will nicht zurückstehen in diesem Freudenreigen, auch er sendet seine Kinder empor zum Licht, den Frühling zu künden.

Am Blumenteppeich des Laubwaldbodens wirken die verschiedensten Pflanzen mit. Nur die Frühlingstage sind geeignet, die Blüten zu entfalten. Jetzt fällt das Sonnenlicht noch unbehindert durch die unbelaubten Bäume und gelangt bis auf den Waldboden hinab. Schreitet die Jahreszeit weiter fort, dann wölbt sich das grüne Dach des Waldes und läßt die Sonnenstrahlen nicht mehr hindurch. In Dämmerung gehüllt liegt dann der Waldesboden. Also heißt es für die Pflanzen, die hier gedeihen wollen, sich beeilen, denn sie sind alle Sonnenkinder. Sonne, Sonne brauchen sie, um blühen zu können. Deshalb blühen die Bodenpflanzen des Laubwalds im Frühling, wenn die Sonne sie noch erreicht. Am besten kommen sie fort, wenn der Wald reich an Unterholz ist. Hierdurch werden die Lichtverhältnisse günstiger. Je dichter dagegen die Baumkronen sich schließen, desto schwieriger ist es für die tief unter ihnen wachsenden Bodenpflanzen, sich behaupten zu können. Außerdem wird in solchem dichten Walde durch den jährlichen Laubfall der Boden mit einer dicken Schicht weicher Blätter bedeckt. Die Wurzeln der kleinen Pflanzen können nicht atmen, und die Pflanzen müssen ersticken.

Im Pflanzenreich finden sich immer unter bestimmten gleichartigen Verhältnissen des Klimas, der Bodenbeschaffenheit und der Beleuchtung die gleichen Pflanzen zu einem natürlichen Pflanzenverein zusammen. Wenn uns an einer Stelle einige Pflanzen eines solchen Vereins begegnen, dann können wir sicher sein, auch noch andere Vereinsmitglieder zu finden. Am ursprünglichsten sind diese Pflanzenvereine oder Pflanzengemeinschaften erhalten, wo der Mensch mit seiner die natürlichen Verhältnisse umgestaltenden Kultur gar nicht oder nur sehr wenig hingekommen ist.

Besuchen wir in der jetzigen Jahreszeit einen Laubwald, dann werden wir bald die weiße Osterblume oder das Buschwindröschen (*Anemone nemorosa*) finden. Allenthalben

sprechen die häufig etwas hängenden, zarten weißen Blüten aus dem Waldboden auf. Auch den Sauerflee (*Oxalis acetosella*) bemerken wir. Seine dreiteiligen Blätter erinnern an die des Kleees. Eine Eigenart der Blätter ist die sogenannte Schließstellung. Die Blättchen sind am Tage wagrecht ausgebreitet, während der Nacht jedoch nach unten an den Blattstiel geklappt. Auch an sonnigen Stellen klappen sie oft zusammen. Die Pflanze schützt sich dadurch vor zu starker Abkühlung während der Nacht und vor zu starker Sonnenbestrahlung. Der Gehalt der Blätter an oxalsaurem Kali verleiht ihnen einen säuerlichen Geschmack. Die Blüten des Sauerflees sind kleine, hängende Glocken von weißlich-blauer Farbe und außerordentlicher Empfindlichkeit.

Ein steter Buchenwaldbegleiter ist der Waldmeister (*Asperula odorata*). Er fällt uns auf durch seine quirlig gestellten Blätter und seine weißen Blüten. Die Blätter enthalten einen angenehmen riechenden Duftstoff, das Cumarin, dem der Waldmeister seine Beliebtheit für die Maibowle verdankt. Auch anderen Pflanzen ist dieser Stoff eigen, so dem Ruchgras, von dem das Heu seinen Wohlgeruch erhält.

Der Hahnenfuß (*Ranunculus auricomus*) sowie die Primel oder das Himmelschlüsselchen (*Primula officinalis*) sind unter den Frühlingskindern des Laubwalds ebenfalls vertreten; sie blühen gelb.

Aus der Familie der Biliengewächse sind vier Gattungen zur jetzigen Jahreszeit auf dem Boden des Laubwalds blühend anzutreffen. Da ist zunächst die Schattenblume (*Majanthemum bifolium*) mit ihrer weißen Bütle, die aus der Verlängerung des Stengels wächst, und den beiden herzförmigen Blättern. Blüht die Pflanze nicht, dann ist nur ein Blatt vorhanden. Weiter das Maiglöckchen (*Convallaria majalis*), das an den bezeichnendsten zwei Blättern zu erkennen ist, auch wenn es nicht blüht. Eine nahe Verwandte des Maiglöckchens ist die große Maiblume, das Salomonssiegel oder der Waldweißwurz (*Polygonatum multiflorum*). Die Pflanze ist verhältnismäßig groß und hat zwei Reihen etwas herabhängender Blätter. Die kleinen Blüten hängen ebenfalls herab, sie sind grünlich-weiß und von glockenförmiger Gestalt. Die vierte der Familie ist die vierblättrige giftige Einbeere (*Paris quadrifolia*). Bei ihr sind die Blätter und Blütenteile vierzählig, im Gegensatz zu den übrigen Mittgliedern der Familie, bei denen die Dreizahl vorhanden ist (3 Blumenblätter, 3 Staubgefäße usw.). Die Einbeere besitzt eine Insekten-Täuschblume. Diese sondert keinen Honig ab; der dunkelgefärbte Fruchtknoten glänzt jedoch täuschend, als wenn er feucht wäre. Die Insekten werden dadurch angelockt, sie betriecken den Fruchtknoten und kommen mit den Blütenorganen in Berührung, wobei sie die Befruchtung bewerkstelligen.

Die erwähnten Pflanzen bilden in der Hauptsache den natürlichen Pflanzenverein des Laubwaldbodens. Sie sind die Frühlingskinder des Laubwalds. Zeitig im Jahr blühen sie, sobald der Lenz seinen Einzug bei uns gehalten hat.

## Die nördlichsten Menschen.

Wir wissen, daß die eisigen Einöden der Arktis nicht völlig menschenleer sind. Besonders die Bevölkerung von Grönland hat man eingehender kennen gelernt, und sie hat in Knud Rasmussen, dem kühnen dänischen Forscher, der selbst auf Grönland geboren ist, einen liebevollen Schützer ihrer Wesensart und ihrer Lebensverhältnisse gefunden. Doch die Bevölkerung der ungeheuren vereisten Insel, die sich vom 60. Breitengrad an ihrer Südspitze, also aus der Breite von Stockholm und Christiania, nordwärts bis weit über den 80. Grad hinaus erstreckt, bildet keineswegs einen einheitlichen Stamm. Schon als Knabe hatte Rasmussen von den Polar-estimos gehört, die im äußersten Norden der Insel wohnten, die aber im südlicheren Grönland nie jemand zu Gesicht bekommen hatte. Denn sie waren von den übrigen Grönländern durch die unübersteigliche Barre des mehr als 1000 Meter hohen Inlandseises getrennt, und nur zu Schiff wäre es möglich gewesen, zu ihnen zu gelangen.

Rasmussen widmet in seinem soeben (bei Brockhaus in Leipzig) erschienenen, textlich und illustrativ übrigens vorzüglich ausgestatteten Reisetagebuch über die zweite Thule-Expedition 1916/18 diesen nördlichsten Menschen der Erde eingehende Kapitel, und seine Liebe zu diesem kleinen, aber zähen und intelligenten Völkchen ist so groß, daß er seinem Buch den Titel „In der Heimat des Polar-menschen“ gegeben hat. Hundert Jahre sind es erst her, daß die Kulturwelt Verbindung mit diesem Eskimovolk erlangt hat; denn wenn auch der erste historische Bericht über ihr Land schon aus dem Jahre 1616, dem Jahre, in dem es von Baffin entdeckt wurde, stammt, so kam doch erst im Jahre 1818 James Ross mit dem Stamm in Berührung, von dem im südlichen Grönland noch bis in die letzten Jahrzehnte hinein uralte Sagen umgingen. Diese wußten von wilden Menschenfressern und gefährlichen Jägern zu berichten, die oben in der Heimat des Nordwindes wohnten, wo immer Nacht herrscht, und wo kein Sommer, so meinte man bei den Südgrönländern, das Eis des Meeres zum Schmelzen bringt. Rasmussen hat, seinem schon in Knabenjahren gefaßten Vorsatz getreu, den Polar-menschen in seiner Heimat mehrfach aufgesucht, hat Jahre unter ihm gelebt, mit seinen Männern gejagt und ist schließlich, als Freund und Jagdkamerad, in ihren Stamm aufgenommen worden, der überhaupt nur 250 Köpfe zählt.

Die Polarestimos sind Nomaden, die ihrem Jagdwild auf seinen Zügen und Wanderungen folgen. So beginnt der Polarestimo sein Leben auf Reisen, wie er es auch auf der Wanderung endet. Schon

als Neugeborener begleitet er seine Mutter im Rudfaß. Niemand nimmt Rücksicht auf die Jahreszeit, und die kleinen Kinder werden in einer unbarmherzigen Kälte abgehärtet. Oft muß das jammernde Kleine über wilde Gletscher, durch Dunkel und Kälte getragen werden, und meist endet die Tragreise in einer kalten, eben errichteten Schneehütte. So spielt die Zweckmäßigkeit der Kleidung für jedermann die größte Rolle. Es ist die Aufgabe der Frau, die Kleider des Mannes zu nähen und instand zu halten, während der Mann als Jäger für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen hat. Nicht umsonst sagt daher der Polareskimo, daß ein Mann als Jäger das ist, was seine Frau aus ihm macht. Alle Kleidungsstücke der Polareskimos bestehen aus Fellen, und sie haben das Glück, die Tiere mit den wärmsten Pelzen der Welt jagen zu können. Auf dem Körper wird ein leichtes, weiches Vogelbalghemd mit den Federn nach innen getragen, darüber im Frühjahr, Sommer und Herbst ein Seehundpelz mit den Haaren nach außen. Im Winter wird dieser mit einem Blauschafspelz vertauscht, der die leichteste und wärmste Kleidung darstellt, die es gibt. Als Beinkleider benutzen die Männer Bärenfelle, eine Art Kniehosen, die bis unterhalb des Knies reichen. Aus hübschen, weißen, vom Frost gebleichten Seehundsfellen ohne Haren werden die Stiefel angefertigt, die mit Hasenfellen gefüttert sind. Auf langen Schlitzenreihen benutzt man auch langhaarige Stiefel aus den Vorderfüßen des Bären oder aus dem Fell von Rentierbeinen. Die Kleidung der Frau weicht nicht wesentlich von der des Mannes ab. Der Hauptunterschied besteht in den Beinkleidern, die aus Fuchsjellen und kürzer als die des Mannes sind, so daß die Stiefel fast die Länge des Beines bekommen.

Die Winterwohnungen bestehen aus kleinen Häusern mit einem Kuppeldach, die aus großen, flachen Steinen so aufgebaut sind, daß die Steine sich selbst ohne Stützen tragen. In der Regel wohnt jede Familie für sich. Als Eingang dient ein sehr niedriger Gang, durch den man in den Wohnraum von unten her hineintritt. Die Steinpritsche, die den größten Teil der Stube einnimmt, ist immer mit einer dicken Lage Heu bedeckt; darüber sind Bären- oder Rentierfelle ausgebreitet. Licht und Wärme spenden zwei bis drei Tranlampen aus Stein, die mit ihren langen Moosdochten eine Hitze entwickeln können, der das Wamstostium entspricht, das im Hause üblich ist. Auf der Pritsche können gerade vier Menschen nebeneinander sitzen oder liegen; die Decke ist so niedrig, daß man nur selten aufrecht stehen kann. Dem Eingang gegenüber befindet sich ein Fenster aus zusammengenähten Darmhäuten, in dessen Mitte immer ein kleines rundes Loch ist. Durch ein anderes Loch oben an der Decke zieht die schlechte Luft ab. Außer den Winterhäusern baut man aus großen Schneeböcken Schneehäuser, und zwar mit großer Kunstfertigkeit. Ihr Inneres ist ganz so eingerichtet wie das der Steinhäuser, und kein Blockhaus in der Welt kann sich an Wärme mit einem dichten Schneehaus messen. Der kurze Sommer ist die Zeit für das Freileben im Zelt. Die Festzelte bestehen aus zwei Bögen von Seehundsfellen übereinander und hatten daher bei jedem Wetter den Regen ab. Auch hier brennen die Tranlampen, die dem Zelt eine solche Temperatur verleihen, daß man darin wohnen bleibt, bis Ende September der Winter den Herbst abbläst.

Kein Polareskimo bleibt länger als ein oder zwei Jahre an einer Stelle wohnen; dann erwacht seine Sehnsucht, in neue Verhältnisse zu kommen und in anderen Jagdgebieten zu jagen. Ihre sinnreiche Anpassung an das rauhe Land macht diese Menschen, die nach einem einfachen und praktischen, allen gleiche Rechte und gleiche Chancen gebenden Kommunismus leben, zu den sorgenfreiesten Erdenkindern, die frohe Gemeinschaft miteinander halten, ihre Frauen und Kinder gut behandeln und sich familienweise durch ein Band der Anhänglichkeit verknüpft fühlen, das sich oft in ergreifender Weise kundgibt.

## Bauchtanz — die letzte Errungenschaft.

Von Josef Maria Franz.

Eigentümliche Erscheinungen westerkuchten durch das Abendland! Wir werden orientalisches, langsam, aber sicher insiziert! Nicht nur unser Geist: durch sabberlahähnlich mit langen Bärten behafteten Rabindranatagoris, durch nirwanaschlaftaumelnde Schulen der Weisheit, in deren „Leuchtern“ nur leider keine Lichter stecken und die insolge dessen mit ihren Kunsteln forsunkele dunkel munkeln; nicht nur unsere Moral: durch Korankommentare, Smyrnaimport und „Die tausend und ein Liebesgeheimnisse aus dem Harem Abdul Hamids“ oder „Die leichtfassliche Methode zur Erlernung der achtzig Regedbetris des Ramasutram“; nicht nur unsere Weltpolitik: durch die Orientalisierung der Methode und die Rückkehr zu Harun al Raschids und Mustaphas bewährten Gebräuchen im Umgang mit Menschen, die einem im Wege stehen! Spengler scheint doch recht zu haben; wir nähern uns fatal den Sitten des Orients!

Diesmal ist es die Mode, die uns in richtiger Erkenntnis ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung ihm wieder ein Stück näher bringt. Sie importierte als letzte Errungenschaft den herrlichen Bauchtanz, den bisher nur in Kairo die Fellschinnen den staurenden und mit Stielaugen glotenden, in ihrem kiesten Innern getrossenen Europäern vorwackelten. Die Mode sagte sich mit Recht: warum soll man nur in Kairo bauchtanzen? Man kann das ebenso gut in Berlin! Zum Beispiel auf dem Kurfürstendamm müßte die Wirkung phänomenal sein! Der Bauchtanz im eigenen Heim, in der Diele, in der Bar, im Theater, auf der Straße muß von berausender Wirkung sein und die Erschlaffung der im Untergang des Abendlandes daniederliegenden Nerven wohltuend beheben!

Boni! — Der Bauchtanz ist da!

Zur besseren Einführung des Bauchtanzes erlann die Modeindustrie einen sinnreichen, neuen Kleider-schnitt, der die herrlichen Formen und harmonischen Linien von Bauch und Poßez, die ein enger Gürtel umschließt plastisch durch besagte Erge und Stoffknappheit hervortreten läßt.

Das Kostüm scheint reizenden Absatz in unseren „besseren“ gebildeteren Kreisen zu finden, gleichwie bei uns Proleten und beschränkteren Kreaturen Mchingers „Erbsen ohne Spak“. Seit einiger Zeit kann ich insolge dessen reichlich den Bauchtanz in Berlin studieren.

Ich nehme wohl mit Recht an, daß die Modeateliers den neuen Modeschöpfungen „Pervertitas“ eine Gebrauchsanweisung beifügen. Etwa so:

1. Unsere neueste Schöpfung, das Kostüm „Pervertitas“, ist die ideale Kleidung der mondänen Dame, die Wert darauf legt, durch plastische Wirkungen ihrer harmonischen Formen angenehm aufzufallen! Leicht und mühelos erwirbt sich die Besitzerin unseres Kostüms Grazie, Beweglichkeit und Zauber der Orientalin, weil der Schnitt unseres Kostüms eben das erzwingt!

2. Um jedoch durch eigene Mitwirkung und Nachhilfe diesen gewünschten und für die mondäne Dame erforderlichen Eindruck schneller hervorzurufen, gewöhne sich die Besitzerin unseres Kostüms „Pervertitas“ daran, den Oberkörper mit Büste unbeweglich gerade zu halten, den geschätzten Bauch voll und prall heraus und den dito geschätzten P... hereinzudrücken; Arme und Hände nehmen die aus Gelly de Rheudis Radikallett genügend bekannten Stellungen und Bewegungen ein.

3. Befolgt unsere geschätzte Kundin gewissenhaft unsere Anweisungen, so wird sie bei dem Versuch, sich mit kurzen kleinen Schritten vorwärts zu bewegen, feststellen, daß die vorgebeschriebene Haltung durch eine eigenartige, dem orientalischen Tanzrythmus angepaßte mondäne wirkende plastische Beweglichkeit der Formen jene Grazie und jenen Zauber der Erscheinung hervorrufen, den wir an der Orientalin schätzen! (D.M.P.)

Man scheint diese Gebrauchsanweisung in unseren „besseren“ Kreisen gebührend zu befolgen! Zuerst bemerkte ich es natürlich auf dem Kurfürstendamm; eine ältere Dame, die wie ein merkwürdig verkümmertes Fragezeichen aussah, wackelte dort an mir vorbei: Bauch raus, Poßez rein, darüber eine unbewegliche Bohnenstange mit zwei wulstigen Auswüchsen, rechter Arm halbtief, linker Arm halbhoch, Fingerübungen a la Gelly, ganz kleine Schritte, trahische Bewegungen: eins—zwei, eins—zwei! Es war bei der plastisch hervorgeratene Bauch wackelte wie Graf Kayserlings verzüchtete Pupille vor der Buddha statue in Singapur! Der Poßez wippte schelmisch wie ein breites Standuhrpendel wuppig nach links, wuppig nach rechts! Die Arme führten dabei ein Spiel aus, das mich merkwürdig an Faustball und Sportpalast erinnerte. Es war — mit einem Wort gesagt — Orient!

Der Bauchtanz macht Schule: jetzt erst, wo mir die Sache aufgefallen ist, sehe ich, wie intensiv „unsere Damen und Dämchen“ schon bauchtanzten! Es ist ein ebenso wohlthuender Anblick wie die O und X und Stöckelbeine unserer kurzberockten „törichten Jungfrauen“!

Gestern, als ich mit Otte, meinem Freund aus Hinterbayern, im Belleou mein Kaffee trank, kam wieder eine hereingewackelt: Bauch raus, Poßez rein, oben Bohnenstange mit zwei Auswüchsen, Finger- und Armballen, „Kimm a Beger! gestogen!“, Gesicht wie Moschik ohne Wiener Würstchen! Außerdem schielte sie; aber das tun hier sehr viele Damen und muß deshalb andere Gründe haben! Sie wackelte und bauchtanzte langsam, wie in Trance, auf unseren Tisch zu.

Meinem Freund Otte war seine Dreihundertmarkzigarre mit Bauchbride aus dem Mund gewackelt; er starrte mit offenem Mund die Bauchtänzerin an. Dann krach es aus ihm heraus: „Jo—a mei, was is denn döös do? Dös is jo die Umbakumba, wo i am Kongo drunt kennen g'lernt hab! Wie kommt denn die do herein? Un' daß se weiß is im G'sicht wie a Preis! Oder soll döös doch nit die Umbakumba sein? Himmiherrgottskrament!“

Schonend brachte ich Otte bei, daß das nicht die Umbakumba vom Kongo sein kann, sondern daß das eine mondäne Berlinerin ist, die nur die Mode mitmacht und bauchwackelt. „Das ist eben Orient! Der Untergang des Abendlandes! Dritter Ergänzungsband! Die letzte Errungenschaft, Otte!“

Da knallte aber Otte seine Bildhauerpranke auf den Tisch, daß die Kaffeetassen klirrten und brüllte lachend los: „Jo—a mei! Was is denn döös do?! D' Soupreißen wackeln mit den Bäucherln?! Himmiherrgottskrament, und do schlägt ihr net drein, in so a G'stell, in so a faubumms damichts dreidichtes Weiber'stell?! Deös seid's doch am End! Joa mei, do muß i lachen! Deös wackelt mit den Bäucherln! Himmiherrgottskrament!“

Otte konnte sich nicht beruhigen und es nicht lassen, was die Mode erfordert, und daß unsere „besseren“ Damen und Dämchen doch auf der Höhe bleiben müssen. Ich habe mich schon längst beruhigt; ich habe immer so Sehnsucht nach Kairo und den Pyramiden, wo die Fellschinnen so schön bauchtanzten! Ich habe meine Sehnsucht niedergegungen; die Pyramiden sehe ich mir in meinem Postkartenalbum und den Bauchtanz auf dem Kurfürstendamm an. Dabei spare ich klug Geld — und es ist viel amüsanter!

Was wäre das Leben ohne die Frauen? Ein Trauerspiel, nur ein Trauerspiel! Oder sollte es am Ende doch...? Himmels, schweigen wir davon! Ex est!

## Wissen und Schauen

„Waschzettel“ nennt man bekanntlich heute die empfehlenden Worte, die die Verleger ihren Neuerscheinungen beifügen. Es ist nun ein Streit entbrannt, woher dieses merkwürdige Wort kommt. Im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“ äußert Otto Kiebede die Ansicht, daß das Wort Waschzettel auf die Goethe-Nachlass-Schnitflur zurückgehe. Unter den Haushaltszetteln, die die Philologen veröffentlichten, hätten die Notizen über die Hemden- und Strumpfwäsche des Olympiers einen nicht kleinen Raum eingenommen, und von diesen durch die Wissenschaft geheiligten „Waschzetteln“ sei dann das Wort allmählich in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen. Die Unrichtigkeit dieser Behauptung weist nun der bekannte Goethe-Forscher Prof. Georg Witkowski in einer Zuschrift an das „Börsenblatt“ nach. Zunächst betont er, daß man zwar die verschiedenartigsten Schriftstücke von Goethes Hand aufgefunden habe, aber zufällig noch niemals einen — Waschzettel. Das Wort selbst hat erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die übertragene Bedeutung erhalten, und zwar wurden so zunächst die regelmäßigen offiziellen Mitteilungen genannt, die von Amts wegen in der offiziellen Presse erschienen und nur scheinbar eine eigene Meinung ausdrückten, in Wirklichkeit aber die Anschauung der Regierung vertraten. Da man diese Nachrichten, die sich nicht immer gerade mit den wichtigsten Dingen beschäftigten, wohl verächtlich als „Gewäsch“ bezeichnete, so erhielten sie allmählich den Titel „Waschzettel“. Als den frühesten literarischen Beleg für eine solche Verwendung des Wortes wird ein Satz aus dem 1851 erschienenen Roman „Neues Leben“ von Berthold Auerbach angeführt: „Ihr Vorgänger, der sich in letzter Zeit so verrante, daß er lieber die ganze Welt zugrunde gerichtet hätte, ehe er seinen politischen Waschzettel änderte.“

## Kulturgegeschichte

Die Junggefellenssteuer bei Plato. Daß schon die alten Griechen die bei uns immer wieder auftauchende Idee der Junggefellenssteuer gekannt haben, dürfte wenig bekannt sein. Im sechsten Buch Platons über die „Gesetze“ findet sich die folgende Stelle: „Wenn jemand bis zum 35. Lebensjahre keine Ehe schließt, der soll alljährlich eine Geldstrafe zahlen. Außerdem soll ihm von den Jüngeren durchaus keine Ehrenbezeugung erwiesen werden. Niemand von der jüngeren Klasse soll ihm in irgendeinem Stücke gehorchen. Will er einen deshalb nachsichtigen, so soll jedermann dem Angegriffenen Hilfe und Beistand leisten? Wer dazu kommt und nicht Beistand leistet, soll von Gesetzes wegen für eine feige Memme und einen schlechten Bürger erklärt werden.“ Wir sehen, daß Plato die bloße Besteuerung, die er als eine jährliche Geldstrafe bezeichnet, nicht für wirksam genug erachtete, sondern sie durch allerlei Schande noch verschärfen wollte, wenn es ihm gelang, seinen Ideo Staat zu verwirklichen.

## Naturwissenschaft

Zucker und Saccharin kann der Mensch mit Hilfe seines Geschmacks nicht unterscheiden, wenn diese beiden Stoffe in geeignete Lösungen gebracht werden und so den gleichen Grad von Süßigkeit aufweisen. Es ist bemerkenswert, daß diese beiden Gemische so sehr verschiedenen Stoffe die menschlichen Geschmacksorgane in gleicher Weise erregen, während man doch erwarten sollte, daß sie infolge ihrer großen chemischen Verschiedenheit auch verschiedenartige Geschmacksempfindungen hervorrufen würden. Denn das Saccharin hat mit dem Zucker, einem Kohlehydrat, nicht die geringste chemische Verwandtschaft, da es einen Alkylmangel der Benzoesäure darstellt. Interessanterweise besitzen aber manche niedere Tiere die Fähigkeit, jene beiden Substanzen scharf zu unterscheiden. Die Stubenfliege z. B. leckt begierig die Zuckerlösung auf, während sie an die Saccharinlösung überhaupt nicht herangeht. Ähnlich verhalten sich manche Schnecken welche die Zuckerlösung ohne weiteres annehmen, während sie das Saccharin stets meiden. Die chemischen Sinnesorgane dieser Tiere besitzen also in jener Hinsicht ein bedeutend feineres Unterscheidungsvermögen als der Mensch.

Die Vernichtung des Albatros. Der Albatros, dieser prächtige Flieger des Meeres, der den Schiffen folgt und jedem Seemann wohlbekannt ist, trotz seiner Gefährlichkeit ein friedfertiger Vogel. Um so verwerflicher ist der Vernichtungskrieg, der in letzter Zeit gegen diese großen Sturmvögel geführt worden ist und die Gefahr seiner völligen Ausrottung nahe erscheinen läßt. Wie J. H. Schulte in der Zeitschrift „Naturjahrbuch“ ausführlich, brüten die Albatros auf einigen Inseln des Atlantischen und Stillen Ozeans, besonders auf Laysan, einer Insel der Hawai-Gruppe, die zu den Vereinigten Staaten gehört. Die Vögel brüten in jedem Nest nur ein Ei aus, doch war die ganze Insel dicht von ihnen besetzt und stand unter dem Schutz der Union. Leider ist trotzdem in diesem Vogelparadies auf das grausamste gehaust worden. Die Agenten amerikanischer Federhändler wurden durch den Reichtum der Albatros angezogen und vernichteten sie in der rohsten Weise. Die Vögel, die von ihren Brutstätten nur schwer weichen, wurden von den Räubern mit Knütteln lahm geschlagen und dann in eine große Grube geworfen. Dort ließen sie die Tiere langsam verhungern, und da die Vögel bei diesem Hungertode alles Fett verbrauchten, sparten sich die Koflinge die Arbeit, das Fett von der Haut abzuschaben. Sie raubten die Bälge der toten Tiere und fuhren mit ihrer Beute da-

von. Erst nach einiger Zeit kam man dieser Scheußlichkeit auf die Spur, und als sie von einem amerikanischen Zollkutter festgenommen wurden, fand man bei ihnen 250 000 Albatrosbälge; sie hatten aber schon mehr als die dreifache Anzahl verschickt. Jedenfalls sind durch die Hand dieser Räuber mehr als 1 Million Albatros auf die qualvollste und grausamste Weise umgekommen. Damit war aber der Vernichtungskrieg auf Laysan noch nicht beendet. Das Beglehen der Damen nach Reihern verführte immer wieder dazu, einen Raubzug unter den Albatrosen abzuhalten, und so sind in der letzten Zeit wieder 150 000 der großen Vögel vernichtet worden. Es ist jetzt eine Bewegung im Gange, um einen Wachdienst auf der Insel Laysan einzurichten, damit das Geseß nicht immer wieder umgangen werden kann und damit diese Sogler der Lüfte nicht ganz ausgerottet werden.

## Gesundheitspflege

Die Heilkraft des Meeres. „Seelust macht frei“ heißt ein stolzes und wahres Wort. Es ist nicht nur der stete Kampf mit den Elementen, der den Menschen kühn und frei macht, es sind auch direkte gesundheitsfördernde Kräfte, die das Meer in sich birgt und dem Meerfahrer und Küstenbewohner zugute kommen läßt. Nicht umsonst spricht man von der reinen wüßigen Seelust. Rein, das heißt frei von Staub und Bakterien, denn all diese schädlichen Stoffe sind bei der langen Seereise der Winde von den Wellen des Ozeans weggelüftet. Wüßig ist die Luft infolge des Salzgehaltes; denn die Luft birgt immer einen gewissen Prozentsatz Feuchtigkeit und da diese Feuchtigkeit dem brandenden schäumenden Meere entstammt, so ist sie auch salzhaltig, ein naturgeschaffenes Gradierwerk mit all seiner Annehmlichkeit für die gesunde wie kranke Lunge. — Die Güte des Windes ist verschieden, je nachdem es sich um Seewind, um Küstenwind oder um Landwind handelt. Bei letzterem sind die obigen Eigenschaften natürlich nur in geringerem Grade festzustellen. Von den Seebadeorten werden darum jene höher bewertet, die die meisten Tage mit Seewind aufzuweisen haben. Die verstärkte Lichtwirkung an und auf der See ist bedingt durch die Spiegelung der Sonnenstrahlen im Wasser. Diese Lichtfülle wirkt in erster Linie auf die Haut, kräftigt und bräunt dieselbe. Der gesamte Stoffwechsel kommt in ein rascheres Tempo, Appetit und Blutbildung werden gesteigert. Ein drittes, aber nicht für alle gleicherweise verwertbares Heilmittel ist das Bad in den Wellen. Es darf nur solchen Menschen angetragen werden, die gesunde Schlagadern und ein gesundes Herz besitzen. Schlaganfälle würden den Herzkranken drohen infolge der starken Einwirkung des Bades auf den Blutkreislauf. Auch für Menschen mit empfindlicher Haut, mit Neigung zu Rheumatismus ist Vorsicht geboten, sie müssen sich erst durch Sonnen- und Sandbäder die nötige Widerstandsfähigkeit zu erringen suchen. Für Schwächlinge sind überdies in den meisten Badeorten auch warme Seebäder vorgehen. Krankheiten, die besonders zu einer Seebadekur sich eignen, sind Erschöpfungen jeder Art, Unterernährung, nervöse Störungen, daneben werden vor allem die Lungenkranken mit Vorteil sich einer Badekur unterziehen, wenn sie nicht vorziehen, dauernden Aufenthalt im Bereich der Seebäder zu suchen.

## Die englischen Arbeitslosen.



Otto Struß 23.

Der Kapitalist: „Ich hätte Euch betrogen? Schon zu Beginn des Krieges habe ich Euch gepredigt: Wenn wir siegen, so werden die Deutschen zahlen und Ihr braucht nicht mehr zu arbeiten. Na — das habt Ihr doch nun!“